Das einzige Mittel

Märchen aus Rumänien

Es war ein Kaiser, seinen Namen scheint die Geschichte vergessen zu haben, dem hatte das Glück nichts versagt, was die Erde mit ihren Schätzen und Gütern bieten konnte. Jeden, auch den geheimsten seiner Wünsche, sah er, kaum gedacht, auch schon erfüllt, und so wäre er der Glücklichste aller Sterblichen gewesen, wenn nicht eben diese überfliessende Gunst des Schicksals in ihm nach und nach eine tiefe unbesiegbare Schwermut und Trübsinn hervorgebracht hätte.

Eben da er nichts mehr zu wünschen und zu sorgen hatte, fühlte er sich mehr und mehr unwohl, und diese Krankheit nahm mit jedem Tag zu. Seine Umgebung war darüber sehr besorgt. Es wurden Ärzte und Heilkundige herbeigerufen, welche all ihre Kunst aufbieten und was sie wussten, versuchen mussten, aber umsonst; es wollte keinem gelingen, den kaiserlichen Herrn wiederherzustellen, ja die Krankheit nahm immer mehr zu, und so verschwand allmählich jede Hoffnung, den hohen Kranken je wieder genesen zu sehen.

Deshalb wurden auch alle Räte und Weisen zusammengerufen, die am Hofe des Kaisers lebten. Diese sollten einen Rat halten, um vielleicht doch noch ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch der Kaiser wieder gesund werden könnte. Lange sassen die Räte und Weisen zusammen, bis sie endlich dahin übereinkamen, dass man nach allen Ecken und Enden, nah und fern Boten aussenden solle, um einen Menschen aufzusuchen, der vollkommen glücklich sei. Dieser solle alsdann an den Hof gebracht werden, damit sich der hohe Kranke dessen Hemdes bedienen könne, da dies allein imstande sein würde, ihn wieder gesund zu machen.

So geschah es denn auch. Nach allen Richtungen hin ritten sowohl im Reich als auch weit über dessen Grenzen hinaus Boten und Gesandte, von denen jeder den Auftrag hatte, einen vollkommen Glücklichen aufzusuchen und entweder ihn selbst oder dessen Hemd an den Hof zu bringen. Aber Tage und Monate vergingen, ein Bote, ein Gesandter um den andern kehrte heim, aber jeder unverrichteter Sache. Keinem war es gelungen, einen vollkommen glücklichen Menschen zu finden.

Bereits waren schon beinahe alle zurück, welche ausgesandt worden waren, da gelang es noch einem im fernen Hochgebirge, einen Schäfer zu finden, zu dessen Glück nichts zu fehlen schien. Derselbe hütete eben seine kleine Herde von Schafen, es mochten etwa zwanzig Stück sein. Er hatte seinen Schafpelz um, eine Lammfellmütze auf dem Kopf und einen mächtigen knotigen Krummstab in der Hand. Der kaiserliche Bote schaute ihm vom Tal herauf zu, wie er an einer Berghalde bei seinen Schafen stand. Bald spielte er auf der Flöte einige fröhliche Weisen, dann hielt er dieselbe wieder in die Luft und tanzte und sprang, indem er dazu pfiff und schnalzte.

«Ich bedarf und verlange nicht mehr, als ich habe», antwortete der Hirte jetzt kurz gefasst auf die verführerischen Reden des Kaiserboten, «ich bin vollkommen zufrieden bei meinen Schafen.»

So war der fröhliche Schäfer einige Zeit herumgesprungen, da ging der Bote hinauf und sprach zu ihm: «Guten Tag, Bruder! Du scheinst ja recht heiter und lustig zu sein!«

«Gott soll uns gute Zeit schenken», erwiderte der Angesprochene darauf; «ja, mir ist recht wohl, und warum sollt' ich nicht lustig sein? Es geht mir, Gott sei Dank, nichts ab.»

«Ich sehe», hub hierauf der Herrendiener wieder an, «dass du ärmlich gekleidet bist und wohl manchen Wunsch haben magst, dessen Erfüllung dich vielleicht noch glücklicher machen würde, als du jetzt bist.»

«Glücklicher?» fragte jener entgegen, «mir fehlt nichts zu meinem Glück, ich habe keinen Wunsch mehr. Schau hier, Wald und Weide genug, meine Hütte und diese Schafe, was brauch' ich mehr? Diese Tiere nähren und kleiden mich; der Wald gibt mir Holz zum Feuern, wenn ich es wünsche, und die Flöte macht mir so viel Vergnügen, wie ich immer bedarf.»

«Da bist du in der Tat zu beneiden», sagte hierauf der kaiserliche Bote; «doch wüsst' ich, wie du reich und vornehm werden könntest. Komm, folge mir zu meinem Kaiser, den du allein von einer unheilbaren Krankheit herzustellen vermagst. Es wird dir gelohnt werden mit Gold und Silber, soviel du nur verlangst.»

«Ich bedarf und verlange nicht mehr, als ich habe», antwortete der Hirte jetzt kurz gefasst auf die verführerischen Reden des Kaiserboten, «ich bin vollkommen zufrieden bei meinen Schafen.»

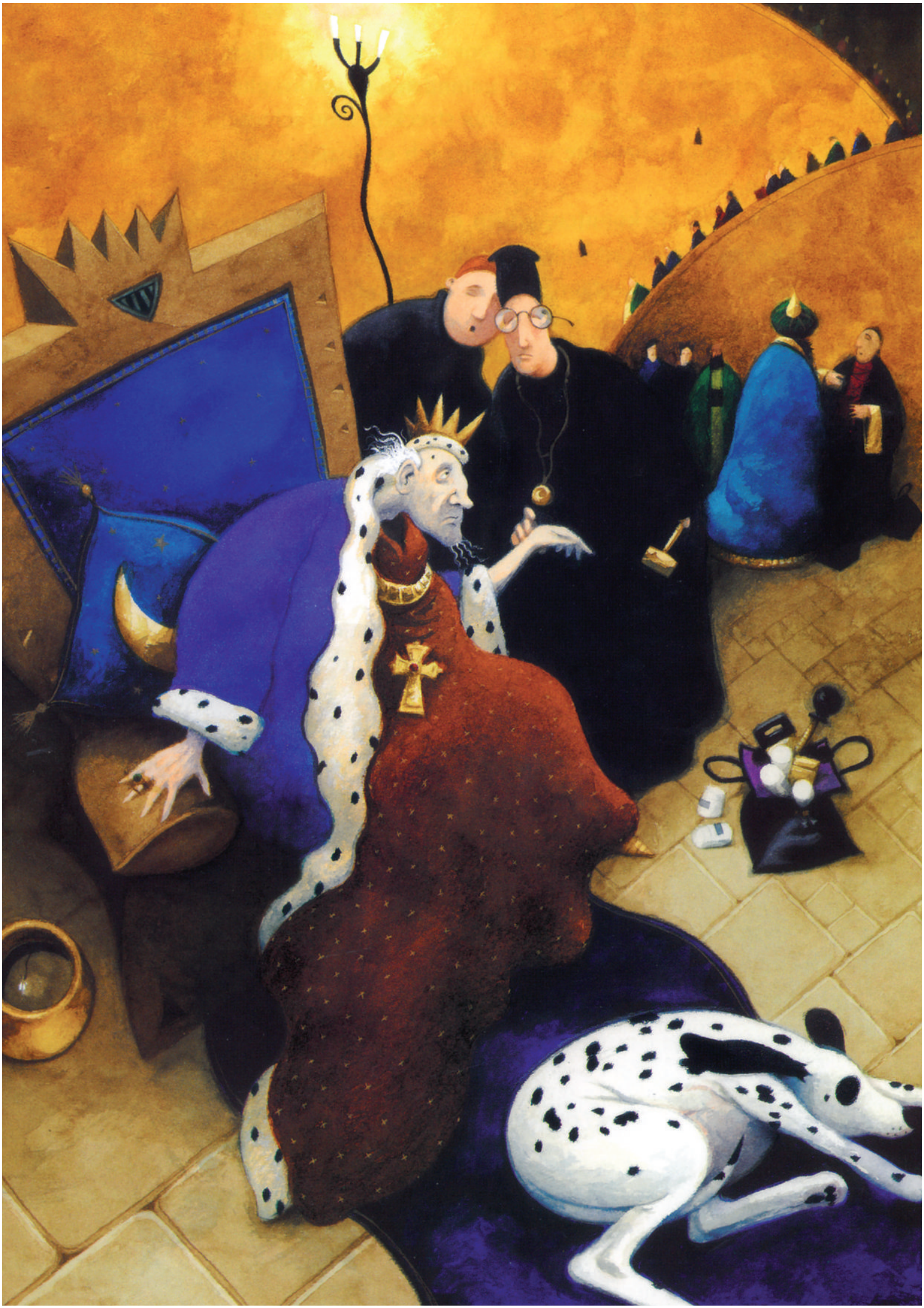
Als nun jener sah, dass mit diesem Natursohn nichts anzufangen war, so erzählte er ihm, an welcher unheilbaren Krankheit der Kaiser leide und dass alle Ärzte, Heilkundige, Räte und Weise, was sie gewusst, an ihm versucht hätten, endlich, dass es nur noch ein Mittel gebe, den kranken Herrn zu retten, und dies sei, wenn er das Hemd eines vollkommen glücklichen Menschen anziehe. Hunderte von Gesandten und Boten hätten schon die halbe Welt durchsucht, aber bis jetzt sei es noch keinem gelungen, einen vollkommen Glücklichen zu finden. Jetzt aber habe es das Glück gewollt, dass er ihn getroffen, und darum bitte er ihn, jetzt ihm zu seinem Kaiser zu folgen.

Hierzu wollte sich indessen der Hirte durchaus nicht herbeilassen, und so musste ihn der Bote bitten, wenn er ihm schon nicht folgen wolle, ihm wenigstens sein Hemd für den Kaiser mitzugeben.

Hierauf sagte jener: «Lieber Bruder! Gern wollt' ich dir diese Gefälligkeit tun, aber schau, es ist nicht möglich!» Mit diesen Worten schlug er seinen Schafpelz zurück, und da sah der kaiserliche Bote wohl, dass es unmöglich war, denn der Glückliche hatte keins. So zog denn auch dieser letzte Gesandte unverrichteter Sache wieder heim an den Hof seines Kaisers, von dem die Geschichte nichts weiter erfuhr.

Aus: A. und A. Schott, Walachische Maehrchen, Stuttgart und Tübingen 1845, sprachlich leicht angepasst.

Bild: Paul Hess, aus: Hidden Tales from Eastern Europe, London 2002



Von dem, was wirklich hilft

Betrachtung zu «Das einzige Mittel»

Dr. Jürgen Wagner • Dass man sich im Märchen – wie im Leben auch — manchmal etwas wünschen darf, weiss man. Nicht so bekannt ist, dass das selten gut ausgeht. Denn «das Wünschen unterwandert die Vernunft und der Mensch» wird zum «Knecht seiner Gelüste»[1] Die Märchenmenschen wünschen sich Reichtum, ein Schlaraffenleben, Kleider, Kinder, Unsterblichkeit – und fast immer schaffen sie damit Unheil.[2]

Nun leben wir heute in einer Zeit, die vielen Menschen das beschert, wovon man früher nur träumen konnte: ein geregeltes, sicheres und friedliches Leben, Wohnung, Kleider, Kinder, Freiheit, medizinische Versorgung und hohe Lebenserwartung usf. Und trotzdem sind wir nicht glücklich und wenig zufrieden, leiden unter seelischen Krankheiten - und einem Ansturm von Menschen aus aller Herren Länder, die teilhaben wollen an diesem Wohlstand. So spricht dieses Märchen vielleicht noch etwas pointierter zu uns als zu früheren Generationen, denen dieser tragische Märchenkaiser noch sehr weit weg war.

Das Rätsel des Glücklichseins

Mythen und Erzählungen von einem Land, einer Zeit, wo die Menschen glücklich sind, gibt es in vielen Völkern. Entweder handelt es sich um eine paradiesische Vorzeit oder eine himmlische Endzeit.[3] Es handelt sich um ‚«Utopien», um Orte, die man nie findet, Zeiten, die sich nie realisieren.

Auch wenn man nicht in das Fell eines einfachen Hirten schlüpfen kann, kann man sein Leben einfach und natürlich gestalten.

Warum ist dies so? Unser Märchen gibt einen klaren Hinweis. Es gebraucht das Bild eines Kaisers, den die Geschichte wohl vergessen hat. Er steht für eine unglaubliche Möglichkeit: eben all das zu bekommen, was man sich wünscht. Wäre das nicht unsagbar herrlich?

Leider nicht, sagt das Märchen. Der Kaiser fühlt sich unwohl, er ist sogar krank geworden. Er ist so ungeniessbar wie das Kind, dem seine Eltern jeden Wunsch von den Lippen ablesen. Und was das Schlimmste ist: er erholt sich davon gar nicht mehr. Doch das Märchen wäre nicht das Märchen, wenn es nicht einen Weg wüsste und aufzeigen könnte. Dem Hörer oder Leser kann es die Schwachstelle zeigen – bearbeiten muss sie jeder selbst.

Der kranke Kaiser

Der so übermässig begüterte und beschenkte Kaiser des Märchens ist krank geworden, weil er einer menschlichen Versuchung erlegen ist. Er hat nicht realisiert, dass ein «zu viel»

Foto: © Mikadun/shutterstock.com

genauso schädlich ist wie ein «zu wenig». Er, der für nichts mehr zu sorgen hat, wird ‚trübsinnig'. Seine Umgebung möchte aber helfen und geht auf die Suche nach einem wahrhaft Glücklichen. Dieser – oder auch nur dessen Hemd - müsse sich doch des Kaisers Depression lösen. Sie finden nach langem Suchen tatsächlich einen: ein Naturkind! Einen, der seine Wurzeln noch dort hat, wo sie ursprünglich auch waren: nicht in der Technik oder im menschlichen Kulturbetrieb, sondern in der Natur. Der Schäfer des Märchens hat alles, was er zum Glück braucht, obwohl er fast nichts «hat». Er ist für einen Menschen wie der Kaiser – oder wie wir – meist keine ernsthafte Alternative, aber zumindest etwas Richtungsweisendes. Auch wenn man nicht in das Fell eines einfachen Hirten schlüpfen kann, kann man sein Leben einfach und natürlich gestalten.

Der wahre Kaiser

Glücklich sein ist keine Illusion, das gibt es schon, auch in unserer eigenen Biographie, aber eben selten. Das Märchen zeigt uns diesen anderen «Kaiser». Er hat ein anderes Zepter, einen «knotigen Krummstab». Die Krone dieses Hirten ist eine «Lammfellmütze», seine «Untertanen» sind Schafe. Sein Palast ist eine Hütte, sein Reich die ganze Natur. Er hat, was er braucht – und ist zufrieden und glücklich mit seiner Flöte und seinem einfachen Leben. Er ist ein Sinnbild dafür, schlicht mit dem zufrieden zu sein mit dem, wo man ist, was man hat und wie man lebt. Wer sich bescheiden kann, wer sein Schicksal annimmt, wer seine illusionären Wünsche aufgibt und sich nicht von anderen verführen lässt, wie man «noch besser leben» und «noch mehr haben» könnte, der ist «Kaiser»– wo und wie auch immer er oder sie lebt. Da kann etwas heilen.

Die Lösung des Rätsels

Es gibt eine Lösung, aber die ist so einfach, dass man es gar nicht glaubt. Das Glück stellt sich nicht so ein, dass man eine königliche Tafel richtet, sondern es kommt nebenbei in der Gemeinschaft beim Essen, in der Begegnung, im Gespräch. Das Glück kommt nicht mit einer Schatzkammer, es stellt sich aber leicht beim Geben und Nehmen ein. Es kommt nicht mit der Machtausübung, sondern mit der Möglichkeit, etwas Sinnvolles für alle tun zu können. Das Glück ist nicht greifbar, aber es kommt, wenn wir uns an das Leben hingeben.

Das Märchen kommt eigentlich zu derselben Lösung wie einst Siddharta Gautama auf seiner Suche nach Erleuchtung und Erlösung: es gibt kein Hemd, das man übernehmen könnte, kein greifbares Ziel. Unsere Wunschsuche ist eine Illusion, das Ziel ist leer. Oder, um es mit Jesus zu sagen: «Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt».[4]

Das Märchen gibt uns in dem Hirten etwas zum Anschauen, aber keine direkte Handlungsanweisung. Auch sein Schluss ist offen: was aus dem Kaiser wurde, ist unbekannt. So wird es leise in unsere Hände gelegt, die richtigen Schlüsse zu ziehen, den Wink zu verstehen und zu beherzigen. Das Begehren scheint ja unendlich zu sein – und wir bleiben zumeist in unserer Konditionierung. Das Glück ist gar nicht dort, wo unser Begehren gestillt wird. Denn das sind unsere von

Das Märchen zeigt uns diesen anderen «Kaiser». Er hat ein anderes Zepter, einen «knotigen Krummstab». Die Krone dieses Hirten ist eine «Lammfellmütze», seine «Untertanen» sind Schafe. Sein Palast ist eine Hütte, sein Reich die ganze Natur.

der Evolution mitgegebenen notwendigen Triebe. Dazu gehören Durst, Hunger, Revierbehauptung, Paarungsverhalten, Dominanz. Diese sind für das Über- und Weiterleben gegeben, aber nicht für das Glücklichsein.[5] Sie reichen für eine Befriedigung, ein Sättigungs- oder Machtgefühl, das Glück jedoch wohnt jenseits des Lebenskampfes. Wer seinen Hunger und Durst gestillt hat, ist ruhig und zufrieden, aber natürlich auch schwer, voll und müde. Er muss das alles ja auch verarbeiten und wieder umsetzen. Wer Reichtum erworben hat, muss ihn auch verwalten und einsetzen. Wer grossen Paarungserfolg hat, hat Verantwortung für die entstandene Beziehung und für die möglicherweise kommenden Kinder. Wer sich in der Rangordnung durchsetzen kann und oben steht, hat Freiheit und Vorrechte, aber er muss auch als erstes ran, wenn es Probleme gibt oder man angegriffen wird. Jede Gabe beinhaltet auch eine Aufgabe. Erst wenn beides erkannt und ergriffen wird, kann sich auch das Tor zum Glück öffnen. Wenn wir uns der Verantwortung stellen und das Schwere des Lebens an- und auf uns nehmen, dann kann es auch etwas werden mit der Leichtigkeit und dem Spielerischen.

Mit der Natur

In unserer Zeit regiert aber nicht nur persönliche Gier, sondern auch eine Wirtschaft, die vor lauter globalem Wettbewerb vergessen hat, dass natürliche Ressourcen ihre Grenzen haben. Es herrscht ein kaum zu zügelnder wissenschaftlich-technischer Fortschritt, der sich um Erkenntnis und Gewinne kümmert, aber kaum um Ethik und weitergehende Konsequenzen. Der Schäfer des Märchens ist auch ein Sinnbild dafür, dass wir mit der Natur leben müssen, wenn wir überleben wollen – und nicht gegen sie. Es ist kein Ideal, das man umsetzen und in den Wald ziehen sollte. Es ist ein Sinnbild für ein natürliches Leben. Wer sich an manchen Stellen bescheiden kann, wird entdecken, dass er nicht ärmer, sondern reicher wird. Wer von der Natur etwas nimmt und ihr auch wieder etwas zurückgibt, wird dadurch nicht unzufriedener, sondern erfüllter. Wer zuhause im nahen Waldstück sich an den Bäumen, am Licht und an den Vögeln erfreuen kann, muss nicht unbedingt bei nächster Gelegenheit in den tropischen Regenwald nach Costa Rica fliegen. Wer einfaches, gutes und gesundes Essen und Trinken zubereiten und zu sich nehmen kann, verzichtet gerne auf so manche Produkte der Lebensmittelindustrie. Wer bewusst natürliche Produkte einkauft, entzieht der Massenindustrie seine Unterstützung – und lebt selber besser. Wer der Schäfer im Märchen zu innerer Freude gekommen ist, braucht das Hamsterrad des «Immer-mehr, Immer-besser, Immer-schneller» nicht mehr.

1 B Boothe, Der Wunsch im Märchen – der Wunsch als Märchen, in: B. Gobrecht (Hrsg.), Der Wunsch im Märchen. Heimat und Fremde im Märchen, München 2003.
2 Lutz Röhrich, Wunschlos (un-)glücklich a.a.O. S. 130ff.
3 S. etwa die biblischen Erzählungen 1. Mose 2f und Offenbarung 21.
4 Markus 10/25.
5 «Die Absicht, dass der Mensch glücklich sei, ist im Plan der Schöpfung nicht enthalten» (S. Freud, Das Unbehagen in der Kultur, 1930).

Dr. Jürgen Wagner, geboren 1957, Studium der Theologie und Philosophie. Promotion über Martin Heidegger und Meister Eckhart. Zen-Training in Deutschland, Holland und USA. Evangelischer Pfarrer und Kursleiter. Seit 2007 freier Autor und Musiker. Veröffentlichungen in Lyrik, Märchen und spirituellen Themen. www.liederoase.de